

Michael
Crichton

DinoPark

Roman



Knaur®

30 JAHRE
TASCHENBÜCHER

Michael Crichton wurde 1942 in Chicago geboren. Sein Studium absolvierte er am Harvard College und an der Harvard Medical School. Nach seiner Promotion arbeitete er als Dozent am Salk Institute in La Jolla, Kalifornien, und seit 1988 als Gastdozent am Massachusetts Institute of Technology. Außerdem führte er Regie bei mehreren Filmen, darunter der Adaptation seines eigenen Romans »Der große Eisenbahnraub«.

Sein Roman »Nippon Connection« erschien 1992 im Droemer Knaur Verlag und eroberte sofort die deutschen Bestsellerlisten.

Michael Crichton

DinoPark

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Berr

Knaur®



Von Michael Crichton ist außerdem erschienen
Andromeda (Band 3258)

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt

Vollständige Taschenbuchausgabe April 1993
Droemersch Verlaganstalt Th Knaur Nachf, München
©1991 für die deutschsprachige Ausgabe
Droemersch Verlaganstalt Th Knaur Nachf, München
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen
©1990 Michael Crichton

Titel der Originalausgabe »Jurassic Park«
Originalverlag Alfred A Knopf, New York
Umschlaggestaltung Graupner + Partner, München
Satz Compusatz GmbH, München
Druck und Bindung Eisnerdruck, Berlin
Printed in Germany
ISBN 3-426-60021-8
24531

by Mathaswintha

Für A-M und T

»Reptilien sind abstoßend
wegen ihres kalten Körpers,
ihrer bleichen Farbe,
ihres Knorpelskeletts,
ihrer schmutzigen Haut,
ihres bedrohlichen Aussehens,
ihrer berechnenden Augen,
ihres widerwärtigen Geruchs,
ihrer rauhen Stimme,
ihrer verwehrten Behausung
und ihres entsetzlichen Giftes,
weshalb ihr Schöpfer seine Macht
auch nicht dazu benutzte,
viele von ihnen zu erschaffen «
Linnaeus, 1797

»An eine neue Lebensform
kann man sich nicht erinnern «
Erwin Chargaff, 1972

Einführung

»Der InGen-Vorfall«

Das ausgehende 20. Jahrhundert erlebt einen wissenschaftlichen Goldrausch von erstaunlichem Ausmaß: die unbesonnene und überhastete Kommerzialisierung der Gentechnologie. Dieses Projekt entwickelt sich so schnell, mit so viel Geld und so wenig Kontrolle von außen, daß seine Dimensionen und Implikationen noch kaum zu begreifen sind.

Die Biotechnologie verspricht die größte Revolution in der Geschichte der Menschheit. Bis zum Ende dieses Jahrzehnts wird sie, was die Auswirkungen auf unser alltägliches Leben betrifft, die Kernkraft und den Computer weit hinter sich gelassen haben. Ein Beobachter vermerkt »Die Biotechnologie wird jeden Aspekt des menschlichen Lebens verändern unsere medizinische Versorgung, unsere Nahrung, unsere Gesundheit, unsere Freizeitgestaltung, sogar unsere Körper. Nichts wird je wieder so sein, wie es war. Sie wird das Gesicht unseres Planeten grundlegend verändern.«

Aber die biotechnologische Revolution unterscheidet sich in drei wichtigen Aspekten von früheren naturwissenschaftlichen Umwälzungen.

Zum einen kann sie sich auf eine breite Basis stützen. Das Atomzeitalter begann in Amerika mit der Arbeit eines einzigen Forschungslabors, dem in Los Alamos. Und das Computerzeitalter begann dank der Bemühungen von nur etwa einem Dutzend Firmen. Doch im Bereich der Biotechnologie arbeiten inzwischen allein in Amerika über zweitausend Forschungslabors. 500 Kon-

zerne investieren pro Jahr fünf Milliarden Dollar in diese Technologie.

Zum zweiten wird ein Großteil dieser Forschungen von Gedankenlosigkeit oder Leichtsinn geleitet. Versuche, hellere Forellen zu kreieren, die in Flüssen und Bächen leichter zu erkennen sind, quadratische Bäume für eine einfachere Holzverarbeitung oder injizierbare Geruchszellen, die einen Menschen immer nach seinem Lieblingsparfüm riechen lassen, mögen nach einem Witz klingen, sind es aber nicht. In Wirklichkeit verstärkt die Anwendbarkeit der Biotechnologie in Produktionszweigen, die traditionell modischen Veränderungen unterworfen sind, etwa im Bereich der Kosmetik und der Freizeitgestaltung, die Besorgnis über den leichtfertigen Umgang mit dieser mächtigen neuen Technologie erst recht.

Zum dritten ist die Arbeit keiner Kontrolle unterworfen. Niemand überwacht sie. Kein Bundesgesetz regelt sie. Es existiert keine einheitliche Regierungspolitik, weder in Amerika noch irgendwo anders auf der Welt. Und da die Produktpalette der Biotechnologie von Medikamenten über Saatgut bis hin zu künstlichem Schnee reicht, ist ein vernünftiges Vorgehen auch schwierig. Aber am meisten beunruhigt wohl, daß es unter den Wissenschaftlern selbst keine Wachhunde gibt. Es ist erstaunlich, daß fast jeder Genetiker mit der kommerziellen Nutzung der Biotechnologie beschäftigt ist. Es gibt keine unbeteiligten Beobachter. Jeder hat ein wirtschaftliches Interesse.

Die Kommerzialisierung der Molekularbiologie ist das verblüffendste moralisch relevante Ereignis in der Geschichte der Naturwissenschaften, und sie vollzieht sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Nach Galilei hat die Naturwissenschaft vierhundert Jahre lang an der freien und offenen Erforschung der inneren Abläufe der Natur gearbeitet. Die Wissenschaftler ignorierten Staatsgrenzen und sahen sich erhaben über die Wechselfälle der Politik und sogar der Kriege. Wissenschaftler rebellierten

gegen Heimlichtuerei in der Forschung und lehnten es ab, ihre Entdeckungen patentieren zu lassen, da sie nach ihrer Überzeugung zum Wohle der gesamten Menschheit tätig waren. Und über Generationen hinweg besaß die Arbeit der Wissenschaftler wirklich eine eigentümlich selbstlose Qualität.

Als 1953 zwei junge englische Forscher, James Watson und Francis Crick, die Struktur der DNS entzifferten, wurde ihre Arbeit als Triumph des menschlichen Geistes gefeiert, als Erfüllung jahrhundertelangen Strebens nach einem wissenschaftlichen Verständnis des Universums. Und man ging voller Zuversicht davon aus, daß ihre Entdeckung selbstlos zum Nutzen der ganzen Menschheit angewandt würde.

Aber genau das geschah nicht. 30 Jahre später waren fast alle ihrer Kollegen längst mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die molekulargenetische Forschung war zu einem gigantischen, viele Milliarden Dollar schweren kommerziellen Unternehmen geworden, das allerdings nicht bereits 1953, sondern erst im April 1976 seinen Anfang gefunden hat.

Dies war das Datum der inzwischen berühmt gewordenen Begegnung zwischen dem kapitalschweren Spekulanten Robert Swanson und Herbert Boyer, einem Biochemiker der Universität von Kalifornien. Die beiden Männer kamen überein, eine Firma zur wirtschaftlichen Nutzung von Boyers Technik des Genspleißens zu gründen. Ihre neue Firma, Genentech, wurde sehr schnell zum größten und erfolgreichsten der Gentechnologieunternehmen, die damals aus dem Boden schossen.

Plötzlich schien jeder reich werden zu wollen. Fast wöchentlich wurden neue Unternehmen gegründet, und die Wissenschaftler kamen in Scharen, um an der wirtschaftlichen Nutzung der Gensforschung teilzuhaben. 1986 saßen bereits 362 Wissenschaftler, darunter 64 Mitglieder der National Academy, in Gutachtergremien von Biotechnologiefirmen. Die Zahl der Aktionäre und der Wissenschaftler, die über Beraterverträge mit diesen Firmen verbunden waren, war noch viel größer.

Man kann gar nicht deutlich genug herausstellen, wie bedeutend dieser Gesinnungswandel wirklich war. In der Vergangenheit hatten »reine« Wissenschaftler über geschäftliche Angelegenheiten die Nase gerümpft. Geldverdienen übte auf sie keinen intellektuellen Reiz aus, es war eine Sache für Krämerseelen. Und Forschungsaufträge der Industrie übernahmen nur solche Wissenschaftler, die keine Universitätsstellen bekommen konnten, auch wenn es sich um so prestigeträchtige Firmen wie Bell oder IBM handelte. Gegenüber der angewandten Wissenschaft und der Industrie im allgemeinen war der »reine« Wissenschaftler grundsätzlich kritisch eingestellt. Diese traditionsreiche Feindschaft bewahrte die universitären Wissenschaftler vor schädlichen Bindungen an die Industrie, und sooft ein Streit über wichtige technologische Entwicklungen aufkam, waren immer unvoreingenommene Wissenschaftler zur Hand, die das Thema auf höchstem Niveau diskutieren konnten.

Aber das trifft längst nicht mehr zu. Es gibt nur noch sehr wenige Molekularbiologen und sehr wenige Forschungseinrichtungen ohne Bindungen an die Industrie. Die alten Tage sind vorbei. Die Genforschung entwickelt sich mit einer Geschwindigkeit wie nie zuvor. Dies aber geschieht im geheimen, überstürzt und im Dienste des Profits.

Daß sich eine Revolution von solcher Durchschlagskraft wie die in der Biotechnologie entwickeln kann, ohne daß Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, birgt große potentielle Gefahren in sich. So war es vermutlich unausweichlich, daß diese Bedingungen eine so ehrgeizige Firma wie die International Genetic Technologies in Palo Alto hervorbrachten. Es sollte auch kaum überraschen, daß der von InGen ausgelöste Vorfall nicht an die Öffentlichkeit drang. Sämtliche Forschungen waren geheim, das eigentliche Geschehen ereignete sich in einer abgelegenen Region in Zentralamerika, und es waren weniger als 20 Personen in die Krise verwickelt. Von ihnen überlebten nur eine Handvoll.

Nicht einmal am Ende, als International Genetic Technologies am 5. Oktober 1989 vor dem Konkursgericht der Vereinigten Staaten in San Francisco Konkurs anmeldete, interessierte sich die Presse sonderlich für das Verfahren. Es schien ja alles so gewöhnlich. InGen war die dritte kleine amerikanische Biotechnologiefirma, die in diesem Jahr bankrott ging, und die siebte seit 1986. Nur wenige Gerichtsunterlagen wurden veröffentlicht, da die Gläubiger der Firma japanische Investmentkonsortien wie Hamaguri und Densaka waren, die traditionsgemäß die Öffentlichkeit scheuten. Um unnötige Enthüllungen zu vermeiden, vertrat Daniel Ross von Cowan, Swain & Ross, der Anwalt von InGen, auch die japanischen Investoren. Und die ziemlich ungewöhnliche Petition des Vizekonsuls von Costa Rica wurde hinter verschlossenen Türen vorgelesen. So ist es nicht überraschend, daß InGens Probleme innerhalb eines Monats gütlich und in aller Stille bereinigt wurden. Alle an dieser Übereinkunft Beteiligten, darunter auch das hochkarätige wissenschaftliche Gutachtergremium, verpflichteten sich zu Stillschweigen, und von ihnen wird keiner berichten, was passierte; aber viele der Hauptfiguren in dem eigentlichen sogenannten »InGen-Vorfall« gehörten nicht zu den Vertragspartnern und waren bereit, über die bemerkenswerten Ereignisse zu reden, die schließlich zu jenen letzten drei Tagen im August 1989 auf einer abgelegenen Insel vor der Westküste von Costa Rica führten.

Prolog

Der Biß des Raptors

Der tropische Regen war wie eine undurchdringliche Wand aus Wasser; er prasselte auf das Wellblechdach der Krankenstation, rauschte dröhnend durch die metallenen Abflußrinnen und platschte wie ein Sturzbach auf die Erde. Roberta Carter starrte seufzend aus dem Fenster. Von der Station aus waren der Strand und das von tiefhängendem Nebel bedeckte Meer kaum noch zu erkennen. Es war ganz und gar nicht das, was sie erwartet hatte, als sie in Bahia Anasco, dem kleinen Fischerdorf an der Westküste von Costa Rica, eintraf, um hier zwei Monate als Gastärztin zu verbringen. Nach zwei aufreibenden Jahren als Assistenzärztin in der Notfallstation des Michael-Reese-Krankenhauses in Chicago hatte Bobbie Carter Sonne und Entspannung erwartet.

Seit drei Wochen war sie jetzt in Bahia Anasco. Es hatte jeden Tag geregnet.

Alles andere war in Ordnung. Sie mochte die Einsamkeit von Bahia Anasco und die Freundlichkeit der Leute. Das medizinische Versorgungssystem von Costa Rica gehörte zu den 20 besten der Welt, und sogar in diesem einsamen Küstendorf war die Krankenstation gut in Schuß und hervorragend ausgerüstet. Manuel Aragón, der Sanitäter, war intelligent und gut ausgebildet. Bobbie konnte auf dem gleichen medizinischen Niveau praktizieren wie zuvor in Chicago.

Aber der Regen! Dieser dauernde, unaufhörliche Regen!

Manuel am anderen Ende des Untersuchungszimmers hob plötzlich den Kopf. »Horchen Sie«, sagte er.

»Ich hör's, das können Sie mir glauben«, erwiderte Bobbie.
»Nein. Horchen Sie doch.«

Und dann hörte sie es, ein anderes Geräusch, das sich mit dem Regen vermischte, ein dumpferes Dröhnen, das immer mehr answoll, bis man es klar unterscheiden konnte: das rhythmische Rattern eines Hubschraubers. Die können in diesem Wetter doch nicht fliegen, dachte Bobbie.

Doch das Geräusch wurde immer lauter, und plötzlich durchbrach der Hubschrauber den Nebel über dem Meer, dröhnte über das Dach hinweg, kreiste und kam zurück. Bobbie sah, wie er über dem Wasser in der Nähe der Fischerboote wendete, seitlich auf den klapprigen Holzpier zuflog und schließlich zum Strand zurückkehrte.

Der Hubschrauber suchte nach einem Landeplatz.

Es war ein dickbäuchiger Sikorsky mit einem blauen Streifen und dem Schriftzug INGEN CONSTRUCTION an der Flanke. So lautete der Name der Baufirma, die auf einer der Inseln vor der Küste ein neues Touristenzentrum errichtete. Angeblich sollte es ein spektakuläres und sehr vielseitiges Zentrum werden; zahlreiche Dorfbewohner waren bei dem Bau beschäftigt, der inzwischen schon über zwei Jahre dauerte. Bobbie konnte sich das Ganze gut vorstellen - eins dieser riesigen amerikanischen Touristenzentren mit Swimmingpools und Tennisplätzen, wo die Gäste spielen und ihre Daiquiris trinken konnten, ohne mit dem wirklichen Leben des Landes in Berührung zu kommen.

Bobbie fragte sich, was auf dieser Insel nur so dringend sein konnte, daß der Hubschrauber sogar bei diesem Wetter flog. Hinter der Windschutzscheibe sah sie den Piloten erleichtert aufatmen, als der Hubschrauber auf dem nassen Sand des Strandes aufsetzte. Uniformierte Männer sprangen heraus und schoben die große Seitentür auf. Bobbie hörte hektische Schreie in Spanisch, und Manuel stieß sie an.

Die Männer riefen nach einem Arzt.

Zwei schwarze Besatzungsmitglieder trugen einen schlaffen Körper auf Bobbie zu, während ein Weißer Befehle brüllte. Der Weiße hatte einen gelben Regenmantel an; rote Haare sahen unter seiner Baseballkappe mit dem Abzeichen der Mets hervor. »Gibt es hier einen Arzt?« schrie er, den Regen übertönend, Bobbie zu, als sie zu der Gruppe lief.

»Ich bin Dr. Carter«, sagte sie. Der Regen prasselte ihr in schweren Tropfen auf Kopf und Schultern. Der Rothaarige sah sie stirnrunzelnd an. Sie trug abgeschnittene Jeans und ein T-Shirt mit Spaghettiträgern. Von ihrer Schulter baumelte ein Stethoskop, dessen Hörmuschel in der salzigen Luft bereits Rost angesetzt hatte.

»Ed Regis. Wir haben hier einen Schwerverletzten, Doktor.«
»Dann bringen Sie ihn besser nach San José«, erwiderte Bobbie. San José war die Hauptstadt und nur 20 Flugminuten entfernt.
»Das würden wir gern tun, aber wir kommen bei diesem Wetter nicht über die Berge. Sie müssen ihn hier behandeln.«
Bobbie ging neben dem Verletzten her. Es war noch ein Junge, nicht älter als 18. Als sie das blutdurchtränkte Hemd anhob, sah sie einen großen, klaffenden Riß an der Schulter und einen weiteren am Bein.

»Was ist mit ihm passiert?«

»Arbeitsunfall«, rief Ed. »Er ist gestürzt. Ein Schaufelbagger hat ihn überfahren.«

Der Junge war blaß und ohne Bewußtsein. Er zitterte.

Manuel stand neben der grünen Tür der Krankenstation und winkte. Die Männer trugen den Jungen ins Untersuchungszimmer und legten ihn auf den Tisch in der Mitte. Während Manuel eine Infusion setzte, brachte Bobbie die Lampe über dem Jungen in Position und beugte sich über ihn, um die Wunden zu untersuchen. Sie erkannte sofort, daß es nicht gut aussah. Der Junge würde höchstwahrscheinlich sterben.

Eine lange, ausgefranste Wunde lief von der Schulter über den Oberkörper. Das Fleisch an den Wundrändern war zerfetzt, wie

aufgerissen. Die Schulter war ausgerenkt, helle Knochen lagen bloß. Eine zweite Wunde klaffte in der kräftigen Oberschenkelmuskulatur, sie war so tief, daß man die Femoralarterie pulsieren sah. Ihrem ersten Eindruck nach war das Bein von Klauen aufgerissen worden.

»Erzählen Sie mir von dieser Verletzung«, sagte sie.

»Ich hab es nicht gesehen«, entgegnete Ed. »Die andern sagen, der Schaufelbagger hat ihn mitgeschleift.«

»Es sieht nämlich fast so aus, als sei er von einem Tier angefallen worden«, sagte Bobbie Carter, während sie die Wunde genauer untersuchte. Wie die meisten Notärzte konnte sie sich in allen Einzelheiten an Patienten erinnern, die sie schon vor Jahren gesehen hatte. Und sie konnte sich an zwei Verstümmelungen durch Tiere erinnern. Der eine Fall betraf ein zweijähriges Kind, das von einem Rottweiler angegriffen worden war, der andere einen betrunkenen Zirkuswärter, der eine unglückliche Begegnung mit einem bengalischen Tiger gehabt hatte. Beide Verletzungen ähnelten dieser hier. Angriffe durch Tiere hinterließen charakteristische Spuren

»Von einem Tier angefallen?«, fragte Ed. »Nein, nein. Glauben Sie mir, es war ein Schaufelbagger.« Ed leckte sich beim Sprechen über die Lippen. Er war unruhig und nervös, als hätte er etwas angestellt. Bobbie fragte sich, warum; da die Firma bei dem Bau unerfahrene Arbeiter aus dem Dorf verwendete, mußte es doch die ganze Zeit zu Unfällen kommen.

»Soll ich die Wunden ausspülen?« fragte Manuel.

»Ja«, antwortete sie. »Aber erst einen Druckverband anlegen.« Sie beugte sich tiefer und betastete die Wunde mit den Fingerspitzen. Falls ihn ein Bagger überrollt hatte, mußte Erde tief in der Wunde stecken. Aber da war keine Erde, nur ein schmieriger schleimiger Schaum. Außerdem roch die Wunde eigenartig, ein verfaulten Gestank, ein Geruch nach Tod und Verwesung.

»Wann ist das passiert?«

»Vor einer Stunde.«

Wieder fiel ihr auf, wie angespannt Ed Regis war, und sie fragte sich erneut nach dem Grund. Er war einer dieser ehrgeizigen Typen, sah eigentlich überhaupt nicht wie der Vorarbeiter auf einer Baustelle aus - eher wie ein Manager. Der Situation war er offensichtlich nicht gewachsen.

Bobbie Carter wandte sich wieder den Verletzungen zu. Irgendwie glaubte sie nicht, daß es sich dabei um Wunden handelte, die von einer Maschine verursacht worden waren. Keine Erdverschmutzung der Wunden, keine Anzeichen für Quetschungen; von Maschinen verursachte Verletzungen - ob bei Auto- oder Betriebsunfällen - wiesen dagegen fast immer Quetschungen auf. Aber hier gab es keine. Statt dessen war die Haut des Mannes im Schulterbereich und am Oberschenkel zerfetzt, wie von Klauen aufgerissen. Es sah wirklich wie der Angriff eines Tieres aus. Andererseits war der Rest des Körpers unversehrt, und das war untypisch für tierische Angriffe. Bobbie untersuchte noch einmal den Kopf, die Arme, die Hände -

Die Hände.

Es lief ihr kalt den Rücken hinunter, als sie sich die Hände des Jungen betrachtete. An beiden Handflächen entdeckte sie kurze Schnittwunden und Blutergüsse an den Handgelenken und Unterarmen. Sie hatte lange genug in Chicago gearbeitet, um zu wissen, was das bedeutete.

»Na schön«, sagte sie. »Warten Sie bitte draußen.«

»Warum?« fragte Ed beunruhigt. Das paßte ihm gar nicht.

»Wollen Sie, daß ich ihm helfe oder nicht?« fragte sie zurück, schob ihn zur Tür hinaus und stieß sie ihm vor der Nase zu. Sie wußte nicht was hier eigentlich los war, aber es gefiel ihr nicht. Manuel zögerte, »Soll ich weiterwaschen?«

»Ja«, sagte Bobbie. Sie griff nach ihrer Olympus-Automatikkamera und machte mehrere Fotos, wobei sie zur besseren Ausleuchtung immer wieder die Lampenposition veränderte. Doch plötzlich stöhnte der Junge, sie legte die Kamera weg und beugte sich über ihn. Seine Lippen bewegten sich, aber seine Zunge war schwer.

»Raptor«, sagte er. »Lo sa raptor...«

Bei diesen Worten erstarrte Manuel und trat entsetzt einen Schritt zurück.

»Was heißt das?« fragte Bobbie.

Manuel schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Doktor. >Lo sa raptor< - no es español.«

»Nein?« In ihren Ohren hatte es spanisch geklungen. »Dann waschen Sie ihn bitte weiter.«

»Nein, Doktor.« Er rümpfte die Nase. »Schlimmer Gestank.« Und er bekreuzigte sich.

Bobbie sah sich wieder den schmierigen Schaum an, der in Schlieren die Wunden bedeckte. Sie berührte ihn und verrieb ihn zwischen ihren Fingern. Es war fast wie Speichel...

Der Junge bewegte die Lippen. »Raptor«, flüsterte er.

»Es hat ihn gebissen«, sagte Manuel entsetzt.

»Was hat ihn gebissen?«

»Raptor.«

»Was ist ein Raptor?«

»Es bedeutet *hupia*.«

Bobbie runzelte die Stirn. Die Costaricaner waren zwar nicht sehr abergläubisch, aber von *hupia* hatte sie im Dorf schon öfters gehört. Es waren angeblich Nachtgeister, gesichtslose Vampire, die kleine Kinder entführten. Der Legende nach hatten sie früher in den Bergen von Costa Rica gelebt, sich inzwischen aber auf die Inseln vor der Küste zurückgezogen.

Murmelnd und sich bekreuzigend wich Manuel immer weiter zurück.

»Das ist doch nicht normal, dieser Gestank«, sagte er. »Es ist der *hupia*.«

Bobbie wollte ihm eben befehlen, wieder an seine Arbeit zu gehen, als der verletzte Junge sich kerzengerade aufsetzte. Manuel kreischte vor Entsetzen. Der Junge stöhnte und warf den Kopf hin und her, blickte mit weit aufgerissenen, starren Augen nach links und nach rechts und spuckte plötzlich einen Schwall

Blut. Dann krümmte er sich zusammen, sein Körper bebte, und Bobbie griff nach ihm, aber er glitt zuckend vom Tisch auf den Boden. Er erbrach noch einmal Blut. Es spritzte überall hin. Ed öffnete die Tür, fragte: »Was ist denn hier los?«, und als er das Blut sah, wandte er sich ab und hielt sich die Hand vor den Mund. Bobbie griff nach einem Holzstab, um ihn dem Jungen zwischen die zusammengebissenen Zähne zu schieben, aber noch in der Bewegung merkte sie, daß es keinen Sinn mehr hatte. Er zuckte noch einmal, erschlaffte dann und lag still.

Sie beugte sich über ihn, um ihn von Mund zu Mund zu beatmen, aber Manuel packte sie heftig an der Schulter und riß sie zurück.

»Nein«, sagte er. »Der *hupia* springt über.«

»Um Himmels willen, Manuel -«

»No.« Er starrte sie wild entschlossen an. »Nein. Sie verstehen diese Dinge nicht.«

Bobbie betrachtete den Körper am Boden und merkte, daß es gleichgültig war, sie konnte den Jungen nicht wiederbeleben. Manuel rief nach den Männern, die ins Zimmer kamen und die Leiche wegbrachten. Ed kehrte zurück, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und murmelte: »Ich bin sicher, daß Sie alles getan haben, was in Ihrer Macht stand.« Bobbie sah zu, wie die Männer mit der Leiche auf den Hubschrauber zugingen und dieser sich dröhnend in die Luft erhob

»Es ist besser so«, sagte Manuel.

Bobbie dachte an die Hände des verletzten Jungen. Seine Hände waren mit Schnitten und blauen Flecken übersät gewesen: typische Verteidigungswunden. Sie war sich ziemlich sicher, daß er nicht an den Folgen eines Arbeitsunfalls gestorben war; er war angegriffen worden und hatte die Hände zum Schutz gegen den Angreifer gehoben. »Wo liegt diese Insel, von der sie gekommen sind?« fragte sie.

»Im Meer. Vielleicht 150 oder 200 Kilometer vor der Küste.«

»Ziemlich weit weg für ein Touristenzentrum«, sagte sie.